

Sonntag, 14.4.

Für heute Abend hat sich Haichen angekündigt. Ich habe sie vor vier oder fünf Jahren in Shanghai kennen gelernt, als ich gut eine Woche an der Tongji-Universität war.

Sie war unter meinen Hörern, sprach gut Deutsch und hat immer wieder kluge Fragen gestellt. Ich habe sie dann mal am Ende eines Gesprächs gefragt, ob sie bereit wäre, mit mir Schuhe einzukaufen; sie hat etwas gezögert, aber dann doch zugesagt. Beim Einkaufen wusste sie nicht so recht, wie sie sich verhalten sollte, aber am Ende haben wir doch etwas Vernünftiges gefunden.

Ich habe sie dann ins Café eingeladen und nach einem Wunsch gefragt. Sie sagte, ihre Mutter leide an einer Augenkrankheit, ob sie mir die Röntgen-Aufnahmen geben könne? Es wäre für sie wichtig zu wissen, ob man vielleicht in Deutschland bei dieser Art Erkrankung Hilfe finden könnte. Es hat sich dann herausgestellt, dass die Mutter auch psychisch schrecklich unter der Sache litt; der Vater war immer irgendwo unterwegs, und so bekam Haichen den ganzen Kummer und die schlechte Laune ab.

Nach etwa einem halben Jahr kam sie nach Berlin, um dort an der Humboldt-Universität zu promovieren. Über ein gesellschaftsrechtliches Thema, aber mit arbeitsrechtlichen Bezügen. Es sollte um die Stellung der Mitbestimmung im Corporate Governance Kodex gehen. Das hat sie nach drei/vier Jahren dann auch abgeschlossen und ist jetzt Dr. jur. Wenn es Schwierigkeiten gegeben hätte, hätte sie zu mir nach Bremen kommen können, das war so als eine Art „Auffangstruktur“ gedacht, um nicht plötzlich vor dem Scheitern zu stehen.

Während der Promotionszeit haben wir uns hin und wieder in Berlin getroffen. Einmal hat sie auch mit Gao, ihrem Betreuer in Shanghai, zusammen mit Herta zu Abend gegessen, aber keinen Pieps gesagt, „weil Gao viel schlechter Deutsch spricht“ (was eindeutig stimmt), wie sie mir später erklärte. So eine chinesische Studentin nimmt schon eine ganze Menge Rücksicht... Ich habe vor gut drei Jahren einmal mit ihr einen ganzen Abend lang in einem Restaurant am Gendarmenmarkt über die Frage gesprochen, wie man mit Altersgenossen am besten umgeht und sich mit ihnen anfreundet. Sie traf sich – wie gesagt – gelegentlich mit mir, dann war sie öfters bei einer Vorsitzenden Richterin am Bundespatentgericht in München zu Besuch, und sie war auch mit Edgar Isermann befreundet, dem mittlerweile im Ruhestand befindlichen Präsidenten des OLG Braunschweig. Beide hatte sie bei einer Tagung in Shanghai kennen gelernt, bei der es um Finanzmarktfragen ging. Für eine 26-jährige nicht

unbedingt der typische Umgang. Sie hatte ein Bundeskanzlerstipendium über 2500 Euro netto im Monat, das jedes Jahr an 15 junge Chinesinnen und Chinesen vergeben wird, von denen man annimmt, dass sie zur künftigen Führungsschicht gehören. Sie sollen alle ein positives Bild von Deutschland vermittelt bekommen. Mit ihren Mit-Stipendiaten kam sie aber auch nicht so ganz zurecht. Es gab zwei gemeinsame Reisen, wo deutsche und Brüsseler Institutionen vorgestellt wurden, aber da fiel sie durch Kritik negativ auf: Die Deutschen würden nur die Schokoladenseite zeigen, es gebe Hartz IV – Empfänger und andere, die weithin ausgegrenzt seien, die würden nie erwähnt. Ich habe mich natürlich über so eine Position gefreut; die deutschen „Begleiter“ waren höchst sauer („Das gibt einen Aktenvermerk beim BND“, sagte ich damals, aber sie meinte, das mache nichts, im Gegenteil); die anderen Chinesen verstanden es aber nicht. „Weil die nicht gut genug Deutsch können, kriegen sie von der deutschen Gesellschaft eigentlich kaum etwas mit und konservieren ihre Idealvorstellungen“, meinte sie mal. Nur das Kontakt- und Freundschaftsproblem war nicht zu lösen. Immer wieder konnte sie zwar anderen Chinesen helfen, wenn die in Deutschland nicht weiterkamen; die nahmen das gerne entgegen, aber dann war der Kontakt wieder abgebrochen. In Beijing bin ich mal von einem „Bundeskanzlerstipendiaten“ angesprochen worden, es war im Mai 2010, und ich fragte ihn „Ja, da kenne ich noch jemanden, Haichen, die hat auch ein Bundeskanzlerstipendium“, aber die Reaktion war ziemlich eisernes Schweigen. Er kannte sie, aber wollte partout nicht über sie reden. Warum, habe ich nicht rausgekriegt. Über andere Sachen haben wir uns ganz gut unterhalten.

Auf der anderen Seite hat sie mal ein dreimonatiges Praktikum bei der Weltbank in Washington eingelegt, war einem Österreicher zugeordnet, und da hat es ihr eigentlich ganz gut gefallen. Per Internet hatte sie sich beworben. Sie spricht sehr gut Englisch mit amerikanischem Akzent, hatte aber trotzdem Bammel vor der Geschichte. Sie hat lange darüber gerätselt, ob sie ihrer „Doktormutter“ an der Humboldt-Universität davon erzählen sollte, denn eigentlich muss man ja an der Doktorarbeit sitzen. Ich meinte, dass man das bei uns nicht so streng sehe. Und es ist dann auch nichts passiert.

Als die Doktorarbeit fertig und das Stipendium ausgelaufen waren, tauchte plötzlich ein Freund auf, mit dem sie in Stuttgart zusammenzog. Gleichzeitig war ihre Bewerbung bei der Unternehmensberatung McKinsey erfolgreich und sie begann in deren Stuttgarter Büro. Ihr Freund war bei einer Zuffenhausener Firma beschäftigt und für deren China-Geschäft

zuständig. „Der muss ihr sicher den Haushalt machen“, meinte Gao einmal, als er uns in Tübingen besuchte. Kann schon sein, dass das nicht so ihr Ding ist. Schließlich ist sie ja auch mal mit ihrem Freund nach Metzingen zum Einkaufen gefahren. Nur war sie für die Damenabteilung zu klein, und so sind die beiden unverrichteter Dinge wieder nach Hause gegangen. Ich habe sie dann sachte darauf hingewiesen, es gebe in den meisten Geschäften auch eine Kinderabteilung; da hat es dann beim nächsten Mal geklappt.

Als der Freund für seine Firma bei der Messe in Kanton war, mailte sie mir in etwas verschlüsselter Form, sie hätte am Wochenende eigentlich nichts zu tun, und so schlug ich ihr vor, doch gemeinsam meine Tante Hilde in Biberach zu besuchen, ich sei in dieser schwäbischen Kleinstadt aufgewachsen und könne ihr meine Heimat zeigen. Ich wollte sowieso hinfahren und muss mit meiner Zeit ja auch sorgsam umgehen. Ich hatte ihr einen Zug von Stuttgart aus herausgesucht, wollte sie eigentlich erst in Biberach treffen, habe dann aber umdisponiert und bin in Plochingen in ihren Zug eingestiegen. Obwohl sie bei McKinsey 7.500 Euro im Monat verdiente, fuhr sie zweiter Klasse (ich hatte es vermutet, und freute mich, dass ich Recht hatte). Unterhaltung über viele Dinge; zwei sind mir in Erinnerung geblieben.

Sie hatte für McKinsey die Firma Eon in Essen beraten, die eine Umstrukturierung vorhatte. Sie hat den Namen nie in den Mund genommen, aber genickt, als ich wegen der vielen Presseberichte den Namen nannte. Die Arbeitnehmer hätte man überhaupt nicht einbezogen, sondern alles ohne sie gemacht. Und außerdem hätte es nach Einschätzung von McKinsey die Möglichkeit gegeben, auf einen großen Teil des Personalabbaus zu verzichten, das hätten die Oberen aber nicht gewollt. Sie erzählte auch von einem weiblichen Vorstandsmitglied, die rein gar keine Ahnung von dem Unternehmen und den geplanten Maßnahmen gehabt hätte. Nun ja, für die Arbeitnehmer ist das weniger interessant als die anderen Informationen. Ich habe diese dann an einen vertrauenswürdigen Menschen weitergegeben und ihn gebeten, mich als Informanten aus dem Spiel zu lassen: ich hatte einmal ein E-Mail an ihre Dienstadresse geschickt, und wenn McKinsey in Verdacht geraten wäre und man hätte mich als Informationsquelle benannt, hätten sie den Kontakt schnell rausbekommen, und das hätte ihr sehr schaden können. Auf den Datenschutz wollte ich mich da lieber nicht verlassen. Es kam dann kurz darauf auch zu heftigen Demonstrationen; da empfindet man zu Hause klammheimliche Freude.

Der zweite Punkt war eine Diskussion, wie die KP Chinas mehr Akzeptanz erfahren könne. Der Ort war ein etwas ungewöhnlicher: Im konservativen Kleinstädtchen Biberach waren wir im „Roten Ochsen“ am Marktplatz eingekehrt, wo sie dadurch auffiel, dass sie laut „Grüß Gott“ sagte, was man von einer Ostasiatin nicht unbedingt erwartete. Da sitzt man also in einer Art Bauernstube und unterhält sich über Dinge, die eigentlich recht weit weg sind, aber trotzdem kommt man zu einigen Erkenntnissen. Irgendwie auch ein Stück Globalisierung, allerdings von der positiven Art. Und auf eine bestimmte Art bringe ich zwei sehr unterschiedliche Elemente meiner Existenz zusammen.

Nun sollte sie also heute Abend kommen, Ankunft aus Shanghai mit dem Flugzeug um 17 Uhr 15. Eigentlich wollten wir uns vorletzte Woche in Shanghai treffen, aber das ging nicht, weil ein „Klient“ zu bedienen war. Dann war der letzte Sonntag angedacht, eigentlich schon verabredet, aber auch hier hatte der Kunde Vorrang; Haichen musste nach Changchun, der Autostadt im Norden. Sie hatte übrigens vorgeschlagen, dass man sich entweder unter vier Augen oder „mit einigen chinesischen Freunden aus Deutschland“ trifft. Sollte der Eindruck von damals korrigiert werden?

Bei McKinsey gibt es keine Begrenzung der Arbeitszeit, das wusste ich schon aus ihren E-Mails. In der Regel hat man nach Ende des Einsatzes noch bis Abends um 11 Uhr den nächsten Tag mit Powerpoint und Ähnlichem vorzubereiten.

Um 18 Uhr klingelt das Telefon. Sie sei etwas später angekommen und steige jetzt ins Taxi. Die Fahrt zu meinem Hotel dauert rund eine Stunde. Sie ist aber schon nach 50 Minuten da und ruft von der Rezeption aus an.

Ich gehe runter. Sie ist picobello gerichtet, helles Kostüm, sorgsam gestaltete Frisur. McKinsey hat einen „Dress-Code“, wie sie mir mal schrieb. Wir gehen ins angeschlossene Restaurant und suchen einen Platz, wo es nicht so laut ist. Sie legt gleich ihr Handy neben sich, mit kleinem Hörer und Mikro, und schaut dauernd drauf. Dann ein Telefongespräch, das aber schnell zu Ende geht. Wir suchen uns was zum Essen aus, aber sie ist immer noch hektisch, jeden Moment nach einem Ereignis suchend oder eines erwartend. Nun habe ich (Herta wird schmunzeln) manchmal eine höchst beruhigende Stimme, die manche Leute zum Gähnen und andere sogar zum Einschlafen bringt. Also rede ich halt relativ langsam und deutlich mit ihr. Das Handy muss 24 Stunden an sein, das ist Pflicht. Das verstoße doch gegen

geltende Regeln, in China wie in Deutschland, sage ich, aber das ist ersichtlich nicht das Problem. Es komme selten vor, dass man nachts angerufen werde, eigentlich nie, aber die Möglichkeit dazu müsse eben bestehen. Schönes Anschauungsmaterial für meinen geplanten Beitrag über „Entgrenzung der Arbeit“ für SR, denke ich mir. Ich will einfach mal wissen, wie es bei McKinsey so zugeht, denn da hole ich sie dort ab, wo sie sich gerade auch emotional befindet. Sie ist für mindestens ein Jahr nach China an die dortige Niederlassung abgeordnet, hat aber weiter einen Vertrag mit der deutschen GmbH. Hintergrund ist, dass ihr Freund mittlerweile für seine Stuttgarter Firma deren Zweigstelle in Ningbo aufbaut, das liegt so ungefähr 250 km von Shanghai entfernt, und da will sie „in der Nähe“ sein. Faktisch heißt dies, dass sie am Freitagabend von Beijing aus losfliegt, meist noch bei ihren Eltern in Shanghai aufkreuzt, dann weiter nach Ningbo und am Sonntagabend wieder zurück nach Beijing. Diese Lebensform ist mir nicht unvertraut, was Haichen auch weiß. Ich kann sie also schwer als solche kritisieren, obwohl sie am Anfang sehr darunter gelitten hat. Nicht mal richtig Mittag essen könne man, schrieb sie mal. Und hatte eine Menge gesundheitlicher Probleme.

Man berate bei McKinsey sowohl bei der Konzipierung als auch bei der Umsetzung, sei aber nicht mit operativem Geschäft befasst. Die Gruppen von McKinsey, die das tun, sind bis zu 25 Personen stark. Pro Person wird ein Tagessatz von 2000 bis 4000 Euro berechnet, da kommt ein hübsches Sümmchen zusammen. Meist sei man mit viel mehr Human Resources da als eigentlich nötig; dumm seien die Kunden, die könnten vieles selber machen. Nun ja, das ist nicht für die Presse bestimmt.

Sie verdient mittlerweile 120.000 Euro im Jahr, dazu kommt ein Bonus von 10 bis 20 Prozent. Mit 29 Jahren ein ganz schöner beruflicher Erfolg, ich sage ihr das auch, und sie strahlt. Die Wohnungen in Shanghai seien aber irrsinnig teuer, weshalb sie da noch nichts gekauft habe. Das gehöre aber zum Lebenserfolg (wie das „Häusle“ bei uns zu Hause); außerdem müsse man als Frau in China mit 25 nicht nur einen festen Freund haben, sondern verheiratet sein. Ihr sei das aber egal. Wir kommen auf eine Doktorandin zu sprechen, die nach einem Weg zu einem Bundeskanzlerstipendium sucht. Sie hat gerade geheiratet, nun ist ihr Mann aber bis auf Weiteres beruflich in Nürtingen und sie sitzt in Shanghai. Da wäre ein Deutschland-Aufenthalt schon angemessen; ich kriege ein paar nützliche Hinweise.

Haichen hat ein „Zeitfenster“ von eineinhalb Stunden, das Taxi hat sie an der Rezeption schon vorbestellt. Also muss man sich auf die Themen konzentrieren, die man ansprechen will. Für die Eon-Betriebsräte muss ich im Juni ein Seminar machen, deshalb versuche ich, noch was rauszukriegen. Sie bestätigt aber nur die alte Geschichte, „wenn wir dem Wunsch des Kunden nicht Rechnung tragen, verletzen wir unsere Pflichten“, wie die Alternative ausgesehen hätte, weiß sie entweder nicht mehr oder sie will es mir aus Gründen der Vertraulichkeit nicht sagen. „Den deutschen Firmen fällt nicht viel anderes ein als Personalabbau“, sagt sie. Vom Seminar habe ich nichts gesagt, weil ich sie sonst erst recht in Loyalitätskonflikte gebracht hätte.

Ihre Arbeitszeit ist derzeit noch ein Stückchen länger als sonst. Es geht morgens um halb acht los, weil man in Beijing eine Stunde braucht, um beim Kunden zu sein. Wenn man bis 12 Uhr nachts vorbereitet hat, ist die Nacht ziemlich kurz. Ich erzähle von zwei Doktorandinnen, die bei Freshfield's gearbeitet hätten. Dort sei man zwei bis drei Jahre: Entweder steige man auf oder man gehe weg. Beide seien weggegangen, die eine zum kommunalen Arbeitgeberverband, die andere zu BASF. Ich will ihr ja nicht direkt sagen, dass das auf Dauer kein Leben ist. Bei Freshfield's sei es im Vergleich zu McKinsey eigentlich ganz gemütlich, meint sie; die hätten spätestens um 8 Uhr Feierabend. Ich meine, ich hätte nur einmal in meinem Leben mit ihnen zu tun gehabt, und da habe der zuständige Anwalt in Frankfurt nur noch abends um 10 Uhr einen Termin frei gehabt. Ich hätte das akzeptiert, weil ich so was ja freiwillig und aus eigenem Antrieb mache und niemandem Rechenschaft schuldig bin. Insgesamt mag die Inanspruchnahme aber etwas geringer sein. Haichen geht natürlich nicht darauf ein, ob sie woandershin will, würde ich an ihrer Stelle auch nicht tun.

Sie berät im Moment ein chinesisches Unternehmen, die Preise sind Übrigens für die Unternehmen überall auf der Welt dieselben. Was denn der Unterschied zwischen deutschen und chinesischen Unternehmen sei, will ich wissen. Sie sei da jemand von den ganz wenigen Chinesen, die beide kennen; so ein Wissen dürfe man nicht für sich behalten. Das meint sie auch. Die Deutschen würden bei allem Zahlen haben wollen und jeden Schritt genau planen. Bei den Chinesen sei dies anders, die würden mehr aus dem Augenblick heraus handeln. Nur: Bei neuen Dingen würden die Deutschen sehr lange brauchen, bis sie sich dazu entschließen, während die Chinesen einfach drauf los machen und improvisieren. Der Ausdruck gefällt ihr aber nicht so recht, auch „trial and error“ scheint keine ganz korrekte Umschreibung zu sein.

Es gibt für sie irgendwie noch keinen genauen Begriff, wie man das Verhalten chinesischer Unternehmen qualifizieren könnte.

Ich erzähle ihr von dem Plan von Foton, in Stuttgart eine Research- & Development Gesellschaft mit deutschen Ingenieuren zu errichten, damit die deutsche Wertarbeit in die chinesischen Busse und Lkws eingehe. Ich sage, das könne nur klappen, wenn man viel Geld reinstecke. Sie hatte mit so etwas noch nie zu tun, meint aber, für ausländische Designer und Architekten samt ihren Mitarbeitern gebe man auch sehr viel Geld aus, das Geld sei vorhanden. Zum Baumaschinenhersteller Sany: Es könne schon sein, dass der finanzielle Probleme hätte, weil die Eigentümer zu viel aufgekauft hätten (nicht nur Putzmeister), aber sie seien so groß, dass die Regierung ihnen im Ernstfall helfen würde. Irgendwie vermittele ich ihr den Eindruck, dass ich in ihrer neuen Welt auch zu Hause bin.

Was denn die deutschen Bekannten machen? Die Richterin am Bundespatentgericht geht jetzt in den Ruhestand und lernt gerade, wie man eine E-Mail schreibt. Ihr Freund sei abhanden gekommen („hat eine 15 Jahre jüngere“ – soll vorkommen), und dasselbe sei ihrer Tochter passiert. Also hätten die beiden Frauen alleine Weihnachten gefeiert. Das sei eigentlich traurig, meine ich etwas banal, aber sie amüsiert sich eher: Gleich Mutter und Tochter ohne Freund, das sei doch unglaublich, hihi. Die Tochter würde ja einen neuen finden, aber die Mutter sicher nicht. Der Markt ist halt auch hier präsent, denke ich mir. Isermann gehe es gut, er habe wieder was zu tun (was genau, habe ich nicht verstanden).

Jeden Abend um 8 ruft Haichens Mutter an und fragt, ob sie schon zu Abend gegessen und Feierabend habe. Da würde sie immer sagen, sie sei gerade beim Essen oder schon fertig; was sie wirklich mache, würde ihre Mutter sowieso nicht verstehen. Mit den Augen habe sich keine Veränderung ergeben. Ihr Vater ist mittlerweile Rentner. „Sie sehen viel fern, gehen spazieren und machen kleinere Reisen“ – gewissermaßen das Gegenmodell zu ihrem Leben. Sie sagt es nur mit ein ganz klein wenig Verachtung, man ist als Tochter ja loyal. Was ihr Vater eigentlich beruflich gemacht hat, habe ich nie rausgekriegt; es gelingt mir auch jetzt nicht. Ihr Freund baut die Zweigstelle der deutschen Firma auf, ganz selbständig, „aber er guckt nie in meine payroll, weil er nicht sehen soll, dass ich mehr verdiene.“

Das Erzählen über Bekannte und Familie hat sie in eine ganz normale Stimmung gebracht. Die Hektik ist weg, das Handy hat auch nur einmal getönt, und das Gespräch war schnell

erledigt. Was denn die Politik so mache unter der neuen Führung, will ich wissen. Irgendwie kein Interesse. Ich komme mit der These Deng Xiao Pings, erst würden einige reich, dann müssten andere nachziehen. Wann es denn so weit wäre? Die Reaktion ist nach meinem Empfinden ungefähr so als würde ich einen CDU´ler fragen, wie es denn mit dem Ahlener Programm stehe, das sei ja immer noch nicht abgearbeitet. Ich weiß nicht, ob sie einfach nicht darüber reden will oder völlig anders denkt als früher: Jedenfalls ist da nicht mehr rauszukriegen, sie unterdrückt ein leichtes Gähnen. Kann ja auch mit meiner Stimme zusammenhängen.

Oh, das Taxi ist da. Die eineinhalb Stunden sind schnell vorbeigegangen. Sie nimmt eine Tasche mit in den Fahrgastraum, denn auf der Fahrt in die Stadt kann man arbeiten. Würde ich auch so machen. Trotzdem wollte ich nicht so leben wie sie. Ob ich ihr meinen Comic schicke, wo die erste Geschichte mit der Vertrauensarbeitszeit genau auf ihren Fall passen würde? Oder einen Link zu meinem Lieblings-Komiker Volker Pispers und seinem Auftritt zum Thema: „Berufe, die entbehrlich sind“. Er meint natürlich die Unternehmensberater und spricht so schön von einem „Roland-Berger-Friedhof“ mit einer „McKinsey-Ecke“. Ich weiß nur nicht so recht, wie sie da reagieren würde. Wahrscheinlich würde sie überhaupt nicht die Zeit finden, sich das anzugucken oder anzuhören. „Wünsch Dir viel Glück und auch ein bisschen freie Zeit“ – ein frommer Wunsch zum Abschied. Ich gehe ein bisschen spazieren, um das Ganze zu verdauen.

Montag, 15. 4.

Ich hatte am gestrigen Sonntag die Lehrveranstaltungen relativ intensiv vorbereitet und auch die Prüfungsfragen für die Klausuren am Mittwoch formuliert. Ich rede über Betriebsräte und Mitbestimmung, großes Interesse und einige Nachfragen über Dinge, die nicht auf Anhieb verstanden wurden. Besonderes Interesse bei den vier Studenten, mit denen ich am Samstag Abend diskutiert hatte.

Am Freitag hatte mir Li Xiaolu das Papier über das Akkreditierungsverfahren gegeben und nun war es Zeit, es Heringa unter die Nase zu halten. Zunächst hatte Zeng Binbin aber einen Termin bei Liu Fei für halb zwei vereinbart. Er war freundlich wie beim ersten Mal. Ich schlug vor, nächstes Frühjahr wieder zu kommen, im Herbst wäre es schwierig, aber nicht ausgeschlossen. Er notierte sich meine Vorschläge und meinte, das sei gut. Ich gab ihm dann

das Papier über die Akkreditierung, denn es wäre schlecht, wenn er sich übergangen fühlen könnte. Ich hätte es von Studenten bekommen. Er kann relativ wenig damit anfangen, ich erkläre ein bisschen, um was es geht, kann aber über die rechtlichen Wirkungen auch keine Aussagen machen. Er macht mir noch eine überraschende Eröffnung: Die Noten seien so schlecht. Es gebe sogar Studenten, die bei einzelnen Prüfungen durchfallen. In chinesischen Universitäten würden meist Noten zwischen 80 und 90 Punkten (von 100 möglichen) gegeben. Wenn nun die CESL-Studenten mit 70 bis 80 kommen, haben sie bei jedem Arbeitgeber die schlechteren Chancen. Ich sage ihm, bei mir sei noch niemand durchgefallen (obwohl ich das letzte Mal die Hälfte hätte mit gutem Gewissen durchfallen lassen können), die Bewertung könne im Übrigen so ausfallen, dass die CESL-Absolventen nicht benachteiligt würden. Meine jetzigen Hörer haben sich ja schon fast alle 10 Punkte extra durch Anwesenheit verdient; da wäre es ja gelacht, wenn man nicht auf 80 bis 90 käme. Wir reden noch darüber, wie schwierig es ist, in einer fremden Sprache einen juristischen Text zu schreiben. Gut, dass er es mir gesagt hat.

Dann gehe ich gleich zu Heringa. Er ist sofort im Bilde. Woher ich den Text habe, will er wissen. „Von Studenten“ – ich glaube es so langsam selber. Er meint, die würden so was nicht finden, das stamme von nebenan – er zeigt auf das Büro von Fang Liufang. Der habe es sicher den Studenten gegeben. Weiß ich nicht, kann ich nichts dazu sagen. Ich erzähle von Ninons Mail, dass eine Akkreditierung zu ihrer Zeit effektiv nicht stattgefunden habe (und Bruha hat sie sicher auch nicht gemacht). Er meint, das sei ein großer, großer Fehler. Er zeigt mir auf seinem Tablet-Computer eine Erklärung des Hamburger Dekans, dass der Hamburg Master in Deutschland anerkannt sei; die Erklärung steht inzwischen auch auf der Website der CESL. Das klingt schön, spricht das eigentliche Problem aber nicht an. Er will sich um die Sache kümmern; für den Fall, dass es Schwierigkeiten gebe, biete ich meine Hilfe an. Er taut so langsam etwas auf.

Um 15 Uhr Gang zur Finanzabteilung wegen meines Gehalts. Es geht wieder nur mit Bankkarte und deshalb geht nicht nur Immanuel, sondern auch Zeng Binbin mit. Sie stellt ihre Karte gewissermaßen als Zwischenlager zur Verfügung. Der Kassenraum der Finanzabteilung ist vom modernen China noch weit entfernt; dass man bei so viel herumliegenden Unterlagen noch etwas findet, ist nur für mich angesichts vergleichbarer Verhältnisse in meinem Arbeitszimmer einigermaßen nachvollziehbar. Ich muss meinen Pass vorzeigen, dann erhält Binbin das Geld auf ihre Karte und damit habe ich mein Gehalt bekommen. Dann gehen wir

zu Fuß zur Bank, gut 15 Minuten die Fuxue Lu entlang. Wir bekamen wie letztes Mal eine Nummer, mussten aber gut eine Dreiviertelstunde warten. Immanuel meinte, wenn man Wettbewerb hätte, wäre der Service besser. Ich sage, unsere Sparkassen seien in vielen Bereichen keinem echten Wettbewerb ausgesetzt, aber trotzdem kommt man spätestens nach zehn Minuten dran.

Das Warten war aber nicht das einzige Problem. Die Bank nimmt nicht einfach das Geld von jedem, sondern will einen Personalausweis sehen. Ich hatte meinen Pass dabei, aber Binbin keinen Personalausweis. Also zurück zur Uni, dort fand der sich aber nicht. Dann hat sie zu Hause angerufen, ihre Mutter hat das Ding gefunden; sie ist dann mit dem Taxi nach Hause gefahren, hat es geholt und kam um 10 vor fünf zur Bank, die um fünf dicht gemacht hätte. Nun waren die Identitäten geklärt, aber es gab ja nun zwei Beträge auf meinem Konto. Ob die Zinsbindungsfrist für beide nunmehr gleich sei? Das auf Englisch zu erklären und dabei verstanden zu werden, ist nicht ganz einfach. Ich denke an den Menschen, der den Lkw-Fahrer verprügeln wollte, und verstehe ihn irgendwie ein bisschen. Die Bankangestellte redet unfreundlich, in schnarrendem Ton, aber schließlich klappt es. Das Geld ist jeweils für ein Jahr angelegt und verlängert sich dann automatisch um ein halbes Jahr. Ohne fremde Hilfe wäre man hier völlig aufgeschmissen. Ich weiß noch nicht, wie ich mich Zeng Binbin gegenüber erkenntlich zeigen kann. Einen Wunsch zu äußern, weigert sie sich standhaft, es sei alles nur ihre Pflicht.

Als ich ins Hotel komme, bin ich zum ersten Mal so richtig müde. Ich lege mich hin, stehe aber um acht wieder auf und schreibe Tagebuch.

Dienstag, 16. 4.

Heute ist die letzte Vorlesung; ich erzähle den Studenten von meinem gestrigen Gespräch mit Liu Fei, was ihnen die Prüfungsangst etwas nehmen soll. Tut es auch; sie sind ganz happy. Inhaltlich erzähle ich von meinen Erfahrungen mit Einigungsstellen, die sie sehr interessieren. Im letzten Semester haben sie auch das Harvard-Modell des Verhandeln durchgenommen, allerdings ist nicht übermäßig viel hängen geblieben. Im zweiten Teil dann Einwirkung des Staates auf die Wirtschaft. Wir hätten nicht nur keine führende Rolle der Partei, sondern auch keine führende Rolle der Politik. Das rühre daher, dass eben „big business“ auch im Parlament eine wichtige Stellung habe; im Grunde könne die Politik nichts tun, was ihm

zuwiderlaufe. Ich erzähle von der Regierung Brandt (er ist ihnen kein Begriff, obwohl ich den Namen an die Tafel male) und ihren Schwierigkeiten, als sie mal andere Akzente setzen wollte. Plötzlich hätten die Unternehmen keine ausreichende Zahl von Ausbildungsplätzen mehr zur Verfügung gestellt. Und dann hätte man Abgeordnete gekauft, um Brandt durch Barzel zu ersetzen, doch die SPD hätte dann zweie von der CDU gekauft, weshalb Brandt im Amt bleiben konnte. Aus chinesischer Sicht eigentlich ein „wilder Westen“.

Und wie das denn mit big business und dem Arbeitsrecht sei? Eine Menge seiner Vorschriften diene auch dem Arbeitgeberinteresse, jedenfalls dann, wenn man nicht nur an den kurzfristigen Profit denke. Etwa der Gesundheitsschutz: Produktives Arbeiten ist nur mit gesunden Arbeitnehmern möglich. Auch die Mitbestimmung kommt rational denkenden Arbeitgebern entgegen. Ich erzähle von meinen Erlebnissen in Sao Paulo, wo die deutschen Firmen viel besser dran waren, als sie sich mit der Gewerkschaft CUT über „Arbeiterkommissionen“ verständigt hatten, die auf die jeweils vorhandenen Probleme hinwiesen. Daneben gebe es aber natürlich Vorschriften wie das Streikrecht, die würden nur dem Arbeitnehmerinteresse dienen, da hätte big business einige Kompromisse eingehen müssen. Sie finden das unheimlich einleuchtend und schlagen nach der Stunde vor, das solle man doch mal im kleineren Kreis vertiefen. Ich finde, das sollte man unbedingt nächstes Mal tun.

Nach der Veranstaltung esse ich in der Kantine; dort ist als einziger Bekannter Heringa und ich setze mich zu ihm. Er redet ganz normal, in der Hamburger Geschichte ist noch nichts passiert. Er ist etliche Grade freundlicher als letzte Woche. Er muss übrigens fürs Essen bezahlen, ebenso für die Fahrten in die Stadt; ich habe beides immer gratis bekommen. Irgendwie haben sie ihm gesagt, die Verwaltung müsse auch bezahlen, was die Akzeptanz erhöhen soll, aber überhaupt nicht stimmt.

Um 13 Uhr treffe ich mich mit Immanuel, um mit ihm zur Steuerbehörde zu fahren. Ich benötige eine Bescheinigung, wie viele Steuern ich hier 2012 bezahlt habe, weil das die Besteuerungsgrundlage in Deutschland mindert. Wir fahren mit dem Shuttle zum Downtown Campus und kaufen uns dort was zum Trinken. Dabei kommen wir an einem großen Stein mit einer Aufschrift vorbei. Diese gibt einen Spruch des Rektors wieder, der zwischen 1988 und 1991 dieses Amt bekleidete. „Es gilt nur Recht und Wahrheit“ heißt es sinngemäß; mit diesen Worten hat er sich geweigert, seine (positive) Haltung zu den Demonstrationen im Jahre 1989

zu revidieren. Er musste daraufhin seinen Rektorenposten aufgeben, ist aber weiter Professor und hat Doktoranden sogar an der CESL. Auf der anderen Straßenseite sei – so erzählt Immanuel weiter – die technische Hochschule, und da sei ein Professor, der sei ein Anhänger von Bo Xilai. Der hätte das System entwickelt, wie man das Internet kontrolliere und ggf. gegen fremde Einflüsse abschirme. Außerdem habe er die Gespräche des früheren Staatspräsidenten Hu Jintao abhören lassen. Gewissermaßen ein moderner Beelzebub, dieser Mensch; was Dichtung und was Wahrheit ist, kann ich nicht beurteilen.

Wir nehmen ein Taxi und kommen für 20 Yuan bis zum Finanzamt im Haidian-Distrikt. Wenn man Chinesisch lesen kann, kriegt man auch mit, dass in einem bestimmten Gebäude die Bescheinigungen für gezahlte Steuer ausgestellt werden. Wir gehen rein, fragen am Eingang den Wachhabenden, der meint: Erster Stock. Der dortige Schalter ist falsch, wir müssen wo anders hin. Ob ich den Pass dabei hätte? Ja, natürlich. Das reiche überhaupt nicht, ich müsse eine Kopie vorlegen. Die sollen wir irgendwo beschaffen, hier könne man überhaupt nicht kopieren. Wir fragen an einem anderen Schalter: Ja, raus aus dem Gebäude, dann nach rechts, da sei dann was. In der Tat ist da unten ein Copyshop mit einem Kopierer, die Kopie kostet einen Yuan. Zwei müssen wir machen, denn ich habe letztes Jahr zwei Mal was gezahlt. Wir gehen zurück. Tatsächlich, wir kriegen eine Bescheinigung, da steht aber nur der Gesamtbetrag drauf, den ich 2011 und 2012 gezahlt habe. Das Finanzamt Tübingen will aber natürlich eine Aufschlüsselung; außerdem liest es kein Chinesisch (vermute ich mal). Nein, englische Bescheinigungen gebe es nicht, nirgends würde man die ausstellen. Eine Beschränkung auf das Jahr 2012 sei möglich, dann müsste ich aber noch eine Kopie meines Passes machen lassen. Immanuel erledigt das, obwohl sie ja eigentlich schon zwei Kopien haben. Aber Widerspruch verzögert das Verfahren. Solange Immanuel die weitere Kopie macht, wird eine Frau bedient, die mich vorher freundlich auf Englisch angesprochen hatte. Ich sei doch wohl aus Deutschland, das habe sie irgendwie am Englisch gehört, sie habe einen Freund, der heiße Hans und wohne in Essen. Gut, aber die Frau hinter dem Schalter behandelt sie äußerst unfreundlich: Ich verstehe es nicht, aber der Ton ist heftig belehrend, manchmal ironisch, und von der Lautstärke her ist klar, wer hier das Sagen hat. Wenn man auf dem Dußlinger Rathaus in diesem Ton mit den Bürgern umgehen würde, wäre eine fristlose Kündigung fällig.

Mit der weiteren Kopie kriegen wir dann die Bescheinigung. Die Frau lächelt sogar ein wenig, als sie mir das Papier gibt. Ich sei ein Ausländer erster Klasse, meinte Immanuel. Zu

Ausländern sei man sowieso freundlicher, insbesondere zu Europäern und Amis, nicht so sehr zu Afrikanern. Wir müssen aber noch in ein anderes Büro, wo sich mal wieder die Aktenberge türmen: Dort bekommt man einen roten Stempel, ohne den wäre es keine Urkunde. Ein wahrer Mensch hat viele Stempel. Wir kriegen ihn, ohne warten zu müssen. Da habe ich nun meine chinesische Urkunde. Wenn das Finanzamt Tübingen sagt, in Deutschland sei Deutsch Amtssprache, hat es wohl Recht, und ich muss es halt übersetzen lassen.

Wir fahren mit dem Taxi zum Start der Linie 888 und von da nach Changping. Immanuel will bei Heringa seine Masterarbeit über die Reform des Wahlrechts in Europa schreiben; er findet das deutsche System besonders gut, entdeckt aber kaum englische Literatur dazu. Er schreibt in den nächsten Monaten seinen europäischen Master, anschließend im dritten Studienjahr seinen chinesischen Master über ein anderes Thema. Wer im Einzelnen eine Master-Arbeit betreuen kann, weiß er nicht; wohl einzelne (aber nicht alle) Mitglieder der Flying Faculty, dazu chinesische Hochschullehrer.

In der Uni angekommen, berichten wir Zeng Binbin von unserer erfolgreichen Mission. Morgen werden die Klausuren geschrieben und wandern anschließend auf meinen Schreibtisch. Am Freitag kommt um 11 Uhr der Fahrer und bringt mich zum Flughafen. Immanuel bekommt noch mein ins Chinesische übersetztes kollektives Arbeitsrecht; er freut sich sehr darüber. Er hat eine Freundin, die in Tübingen studiert, unser Kontakt wird sich deshalb fortsetzen.

Als er weg ist, kommt Li Xiaolu. Ich erzähle ihr recht genau, wie Liu und Heringa auf das Papier reagiert haben. Irgendwie freut sie das. Fang würde mich gerne morgen zum Essen einladen, aber ich treffe ja Wang und weiß nicht, wann ich genau zurückkomme. Also besser am Donnerstag; ich habe nicht so viele Klausuren wie das letzte Mal zu korrigieren, da passt das schon noch rein. Meine These, es gehe bei dem Konflikt um die Frage „Information“ oder „Wissenschaftskultur unter europäischer Vorherrschaft“, will sie ersichtlich nicht akzeptieren. Das wundert mich etwas, denn sie hat durchaus politisches Verständnis. Vielleicht geht es ja auch tatsächlich nur um eine Fang Liufang-Schule; am Donnerstag weiß ich wahrscheinlich mehr.

Mittwoch, 17. 4.

Beim Frühstück treffe ich einen netten Kollegen aus Halle, Jürgen Bering, der als Teil der „Flying Faculty“ da ist. Er hat einen Hamburger Kollegen, der ihn hinzugezogen hat; sie sind ersichtlich froh, dass er es macht. Er hat etwas China-Erfahrung, war verschiedene Male in Chongqing, wo die Studenten sich noch viel weniger trauen würden, eine Frage zu stellen. Bei Chongqing taucht natürlich Bo Xilai auf, er weiß aber nichts Näheres.

Ich gehe kurz in der Uni vorbei, dann zum Shuttle-Bus, der zum Downtown Campus fährt. Für die Fahrt nehme ich die Druckfahnen des KJ-Aufsatzes mit, es geht ganz gut mit der Lektüre. Ich bin erst um halb zwölf mit Wang Jianbin zum Mittagessen verabredet, aber schon um halb elf mit dem Bus am Ziel. Ich gehe auf dem Campus etwas spazieren und werde von einem Studenten angesprochen. Ich sei doch ein Professor und gucke „cool“; na ja, ich habe mich nicht so empfunden. Er fährt bald nach Großbritannien, um über englisches Verfassungsrecht zu promovieren. Die hätten doch gar keine richtige Verfassung, meine ich, nur Gewohnheitsrecht. Das bestätigt er und meint, durch den vor wenigen Jahren errichteten Supreme Court würden sich eine Menge neuer Fragen ergeben. Ich erzähle ihm von meinem teaching assistant, der ganz ähnliche Interessen habe; ich werde den Kontakt herstellen.

Auf dem Campus selbst steigen ein paar Leute aus einem Taxi aus, dieses wird frei und ich nenne die Bei Wai als Ziel. Er fährt den direktesten Weg (ich kenne ihn mittlerweile); in der Bei Wai gehe ich ein wenig spazieren und lese den KJ-Text auf einem Bänkchen zu Ende.

Um halb zwölf gehe ich zum Treffpunkt in der Lobby des Hotels; kaum sitze ich und lese, ist Wang schon da. Am Eingang des Restaurants ist ein Becken mit wunderschönen Zierfischen, Koi genannt; da kostet ein Stück bis zu 60.000 Euro. Von ganz reichen Leuten wird er hin und wieder auch verzehrt; er soll gut schmecken.

Was gibt es Neues im Lande? Er hat Steinbrück bei seinem China-Besuch letztes Jahr betreut und wundert sich, wie ein „so cleverer Mensch“ so viele Fehler machen kann. Ich weiß es auch nicht genau und vermute, dass er in seiner Umgebung niemanden hat, der ihm auch mal widerspricht, das könne man sich bei seiner Art durchaus vorstellen. Wenn man dann nicht selbst in allen Situationen eine kritische Bremse hat, dann tappt man eben in jeden bereit

gestellten Fettnapf. Den schönen Begriff vom „Fettnapfsuchgerät“, der mal auf Kurt Beck gemünzt war, kennt er aber nicht.

Ich erzähle ein wenig von meinen Erfahrungen mit den Finanzbehörden. Er interessiert sich nachhaltig für die Steuer-CDs; ob man das denn wirklich verwerten könne, das sei doch illegal erworben. Ja, aber das Verfassungsgericht habe es gebilligt, es ist so etwas Ähnliches wie eine Form der staatlichen Selbstverteidigung. Ich kenne die Entscheidung nicht im Detail, allerdings einiges aus der Praxis. Wie die Leute ihr Geld nach Luxemburg gebracht haben, weiß ich recht präzise, weil ich damals vom Leiter der Deutschen Bank in Tübingen viel erfahren habe, der vorher für seine Bank in Luxemburg war. Es gab eine Bank, die war überhaupt nur mit dem Auto erreichbar, Fußgänger konnten da gar nicht hin. Wie viel Geld nach Luxemburg gewandert war, kam dann über die Zweigstelle der Bundesbank in Trier wieder raus, wo das Bargeld von den luxemburgischen Banken hintransportiert wurde. Ob ich denn mein Einkommen in China zu Hause versteuere („ich will ja keine indiskreten Fragen stellen“), will er wissen. Natürlich gebe es da wohl keine Mitteilungen, aber es gebe viele Leute, die wüssten, dass ich hier sei. Möglicherweise sei darunter ja auch ein Nicht-Freund, der dann mal einen Hinweis an die Finanzbehörden gebe. Wie das denn in Deutschland sei, wenn man viele Auftraggeber wie er habe – woher wisse das Finanzamt, wie viel man verdiene? Ich erkläre ihm, dass der Mensch oder die Firma, die mir was bezahlt, das als Betriebsausgabe absetzt. Auf diese Weise erfährt die Finanzverwaltung davon und ab einer bestimmten Grenze (ich vermute mal 5000 Euro) erfolgt automatisch eine sog. Kontrollmitteilung an mein Wohnsitzfinanzamt; darunter nur bei Betriebsprüfungen. Das Wohnsitzfinanzamt guckt dann, ob ich diesen Posten auch in meiner Steuererklärung erwähnt habe. Er meint, so weit sei man in China noch lange nicht, da müsse man erst eine Infrastruktur aufbauen. Was aber im Computerzeitalter gar nicht so schwierig ist, meine ich, wenn man das wirklich machen will.

Die Leute bei der Finanzabteilung der Uni und gestern auf dem Finanzamt im Haidian-Distrikt seien mir gegenüber ganz freundlich gewesen. Ihre Landsleute hätten sie aber dem Ton nach zu schließen alles andere als freundlich behandelt. Das sei richtig, meinte er, man müsse in China erst einmal dafür sorgen, dass die Menschenwürde eines jeden Bürgers geachtet werde. Das sei überhaupt noch nicht der Fall. Außerdem sei man in China nur im Kreise der Familie und der Freunde nett zueinander. Auch Ausländer würden gut behandelt. An das Allgemeininteresse denke niemand. Ich erinnere aber an jene Tagung in Shanghai, wo

auch die Richterin am Bundespatentgericht dabei war. Es ging um die Frage, ob die Warenbezeichnung „not made in China“ eigentlich zulässig sei. Zunächst hatte die Richterin keine Bedenken, aber dann waren da vier oder fünf Chinesinnen und Chinesen, die haben äußerst geschickt eine halbe Stunde mit ihr diskutiert und am Ende war sie der Auffassung, das sei nicht in Ordnung, das sei unlauterer Wettbewerb. Also eine Aktion im gesamtchinesischen Interesse. „Speerspitzen nach außen“ meinte Wang, so was würde funktionieren.

Ich erzähle von den reichen Leuten, die einen fremden Pass erwerben; ja, das stimme. Grund sei u. a. das Bildungssystem, das auch die Kinder reicher Leute enorm schlauche; dann die Umweltprobleme und die Bo Xilai – Geschichte: Wenn jemand wie dieser mal das Sagen habe, sei es besser, man könne sich ins Ausland absetzen. Nicht nur Australien, auch die USA seien ein Ziel; die Hürden sind dort allerdings etwas höher.

Heute sei die Gesellschaft weniger durchlässig als vor zwanzig Jahren. Damals hätte man mit 5000 Euro eine Firma aufmachen können, heute sei es selbst mit eineinhalb Millionen schwierig, weil alle Plätze schon besetzt seien. Ich erzähle, unter meinen Studenten befinde sich nach meiner Kenntnis niemand, dessen Vater Arbeiter oder Bauer sei. Das sei anders an der Bei Wai, meint er, ihr Anteil belaufe sich auf mindestens 40 bis 50 %. Offensichtlich ist so ein juristischer Aufbaustudiengang halt etwas, was nur bestimmte Leute anspricht, während Fremdsprachen von allen gewählt werden.

Um 14 Uhr hat er Lehrveranstaltung; ich fahre im Taxi wieder zum Downtown – Campus, dieses Mal ein kleiner Umweg, aber die 25 Yuan Gesamtpreis liegen weit unter der Grundgebühr eines Tübinger Taxis. Der Bus steht schon da, man kann einsteigen. Kurz vor der Abfahrt steigt noch eine Frau zu, die gleich auf den leeren Platz neben mir zusteuert. Wohl eine Chinesin, die mich gleich auf Englisch befragt, was ich hier so mache. Sie sei auf der Flucht; die Regierung von Taiwan wolle sie umbringen. Woher sie das wisse? Sie sei im Gefängnis gewesen, und da sei sie dann entflohen und dabei beinahe ums Leben gekommen. Sie habe einen malaysischen Pass, sei in Shenzhen gewesen, jetzt nach Beijing gekommen, es verstoße doch gegen die Menschenrechte, dass die Taiwanesen ihr nach dem Leben trachten. Sie brauche einen Anwalt und deshalb fahre sie nach Changping. Die chinesische Regierung müsse ihr Schutz bieten. Wie denn? Dadurch, dass sie ihr eine Wohnung gebe. Journalistin sei

sie, aber die chinesischen Professoren seien alle sehr abweisend. Personen, die völlig neben sich sind, gibt es offensichtlich auch in China.

In der Uni finde ich dann die Klausuren vor. Um 4 Uhr kommt Frau Hao; sie hat vorher mit Heringa gesprochen, was sie mir aber nicht erzählt. Was die Lehrveranstaltungsplanung angeht, gab es angeblich doch keine Alternative zwischen ihrer und meiner Veranstaltung; sie habe in erster Linie eine Veranstaltung für die 10 europäischen Studenten gemacht. Das will ich nicht klären; sie soll ihre zwei „credits“ machen und ich erläutere ihr meine Vorschläge. Sie ist einverstanden. In die Fragen der Schule wolle sie sich überhaupt nicht einmischen, wenn diese was von ihr wolle, komme sie, sonst nicht. Sie interessiert sich dann aber doch sehr für alles, was ich so über die Konflikte erzähle. Sie soll ja durchaus den Eindruck gewinnen, dass ich viele Freunde und Verbündete habe. Nach gut einer Stunde freundschaftliche Verabschiedung; sie will mir sogar eine Liste schicken, welche Verlage man wegen meines Büchleins über Lohnfestsetzung in Deutschland anschreiben könne.

Für den heutigen Abend und für morgen habe ich genügend Arbeit. Ich packe die dicken Papiere (so im DIN A 3 – Format) ein und wandere ins Hotel.

Donnerstag, 18. 4.

Zwei Dinge gibt es vom heutigen Tag zu berichten.

Da sind einmal die Klausuren, die auch bei weniger großzügiger Bewertung sehr gut ausgefallen sind.

Interessant waren die Antworten auf eine bestimmte Frage. Im Zivilrecht kann man seine Leistung verweigern, wenn die andere Seite sich ihrerseits nicht korrekt verhält, beispielsweise eine mangelhafte Ware liefert: Dann muss man auch nicht bezahlen. Diesen Grundsatz wendet man in Deutschland auch im Arbeitsrecht an. Gewährt der Arbeitgeber die vereinbarte Vergütung nicht oder sorgt er nicht für den gesetzlich vorgeschriebenen Gesundheitsschutz, so kann man als Arbeitnehmer seine Leistung verweigern und dennoch die Vergütung verlangen, weil es ja am Arbeitgeber liegt, dass man nicht arbeitet. Im chinesischen Zivilrecht gibt es auch dieses Leistungsverweigerungsrecht. Das chinesische Arbeitsrecht ist aber eine völlig selbständige Materie und enthält keine solche Regel. Nun

wäre diese sehr praktisch, weil es sich ja nicht um einen Streik handelt, sondern um eine Maßnahme, mit der man nur das durchsetzen kann, was einem von Rechts wegen zusteht, während man beim Streik immer eine Verbesserung des Status quo verlangt. Ich hatte nun den Standpunkt vertreten, das Recht zur Leistungsverweigerung sei ein allgemeiner Rechtsgrundsatz, der für alle Arten von Verträgen gelte. In der Klausur war danach gefragt worden, wie man auf ein rechtswidriges Verhalten des Arbeitgebers reagieren könne und ob es da einen Unterschied zwischen Deutschland und China gebe.

Ein paar wenige hatten meine These übernommen, allerdings nicht von einem allgemeinen Rechtsgrundsatz gesprochen, sondern einfach behauptet, in China könne man auch die Arbeit verweigern. Die meisten waren anderer Ansicht: Man könne nicht einfach Regeln von einem andern Rechtsgebiet "ausborgen", außerdem würde in China der Gewinn im Vordergrund stehen („economic gain prevails“ – schrieben zwei Bearbeiter). Das Leistungsverweigerungsrecht sei „not helpful“, weil die Produktion nicht unterbrochen werden dürfe. Auch hätten die deutschen Arbeitnehmer bessere Gewerkschaften, während die chinesischen Gewerkschaften die Arbeitnehmerinteressen „easily“ preisgeben würden. Überhaupt sei es mit der Situation in Deutschland besser bestellt – schimmerte bei fast allen durch, aber das Recht dafür einzusetzen, die eigene Situation zu verbessern, das kam ihnen trotz meines „Angebots“ nicht in den Sinn. Eine Arbeit sagte auch, woanders würde man aus ganz anderen Gründen „suffer“, als Arbeitnehmer habe man nirgends eine gesicherte Existenz.

Bei den anderen Fragen reproduzieren viele das Gesagte, es gibt aber auch welche, die eine eigenständige Darstellung wählen.

Eine Arbeit ist katastrophal schlecht. Die fragliche Person steht auch nicht auf der Liste der Kursteilnehmer. Ich gehe zu Zeng Binbin und Ma Anna, um zu fragen, wer das sei. Es geht um eine Person, die ersichtlich bei Frau Hao durchgefallen ist. Sie schauen nach: Hat sich nicht zum Examen gemeldet. Ma Anna erinnert sich: Es habe einen Todesfall in der Familie gegeben. Beide sind der Auffassung, da müsse man einfach bestehen lassen und finden es gut, dass ich mitmache. Ma Anna hat als überzeugte Christin ein mitleidiges Herz. Sie notiert sich außerdem noch meine möglichen Lehrveranstaltungen in der Zukunft. Liu Fei hatte mir gesagt, sie bestimme letztlich, wer was wann lese – ich sagte es ihr, das war ihr ersichtlich

neu. Da ist ein bisschen Improvisation in der Organisation gefragt, würde McKinsey auch so sehen.

Gegen zwölf treffe ich mich mit Fang; er hat mich zum Mittagessen eingeladen. Wir fahren im Dienstwagen der Fakultät (beide Co-Deans sind in Krakau zu einem Treffen des Gesamtprojekts) Richtung Norden und kommen nach ein paar Kilometern an einen Stausee. Dicke Mauer, darauf Schriftzeichen in der Handschrift Maos. Dieser Stausee hätte nach der Absicht des Großen Vorsitzenden die Trinkwasserversorgung von Beijing sicherstellen sollen, aber erstens sei er zu klein gewesen und zweitens habe er einen sandigen Untergrund, so dass das Wasser versickere. So ist es eben, wenn man als Großer Vorsitzender alles weiß; er hat ja später auch Jagd auf Spatzen machen lassen, was dann dazu geführt hat, dass die Insekten überhandnahmen. Wer einen Staat regiere, müsse halt mehr berücksichtigen als auf einem Dorf oder beim Krieg Führen.

Wir fahren bis zu einem Golf-Klub, am oberen Ende des Sees gelegen, wunderschöne Landschaft mit Blick auf das Gebirge, wo sich die Chinesische Mauer befindet. Fang ist hier nicht Mitglied, aber die Gaststätte ist frei zugänglich. Das Essen ist sportlich gesund und nicht sehr umfangreich; entspricht meinen Bedürfnissen.

Natürlich reden wir auch über die CESL. Er meint, das chinesische Unterrichtsministerium habe nur die ersten drei Jahrgänge genehmigt, nicht mehr. Die Geschichte mit dem Akkreditierungsverfahren sei nicht so wichtig. Dass er das Papier entdeckt und Li Xiaolu gegeben hat, sagt er nicht. Die Absichten, die er verfolgt, werden nicht ganz klar. Will er das Ding in chinesische Obhut übernehmen oder die Langnasen weiter ihre Professoren schicken lassen?

Bei Gesprächen über die politischen Zeitläufte kommt mehr heraus. Nach dem Essen machen wir einen Spaziergang um den Golfplatz herum. Nicht weit weg stehen ein paar luxuriöse Villen. Woher die Leute das Geld haben – „das lässt sich nie klären“, meint er, „das ist in jedem Einzelfall anders.“ Ob die Leute nicht Angst hätten, dass man ihnen ihren Reichtum wieder wegnehme? Ich hätte gerne die Geschichte mit Breschnews Mutter erzählt, aber das geht so schnell auf Englisch nicht. Deshalb hier auf Deutsch: Breschnew zeigt seiner Mutter, einer alten Bauersfrau, wie weit er es gebracht hat. Eine tolle Wohnung im Kreml, eine Datscha, eine zweite Datscha, noch eine Stadtwohnung, teure Bilder an den Wänden. Sie wird

immer einsilbiger und er fragt sie: Gefällt Dir das denn nicht? Doch, sagt sie, aber was machst Du, wenn die Roten wiederkommen? Ich hatte das mal 2001 Herrn Du erzählt, und der wollte den Witz partout nicht verstehen. Auf meine Frage nach der „Angst“ meint Fang, wenn sich hier was ändere, seien die längst im Ausland. Thema australischer Pass: Er meint ähnlich wie gestern Wang, es sei das Ausbildungssystem, die Umweltverschmutzung und die Angst vor dem politischen Risiko, die den australischen Pass zu einem begehrten Objekt machen würden. Die normalen Menschen seien den Reichen gegenüber sehr tolerant: Sie würden selbst noch hoffen, einmal zu den Reichen zu gehören. Wenn sich das ändere, könne es gefährlich werden. Noch gefährlicher dann, wenn gut ausgebildete Menschen wegen fehlender Beziehungen keine Stelle bekommen würden. Ob denn die Führung hier nicht gegensteuere? Das könne sie nicht, meint er, nennt aber keine überzeugenden Argumente.

Was Bo Xilai geändert hätte, wenn er gewonnen hätte? Da wollte er sich nicht festlegen. Er meinte nur, dass man gerade ihn festsetze und ins Gefängnis bringe, sei eine politische Entscheidung und ein Verstoß gegen die rule of law. Man hätte genauso gut 100 andere verhaften können. Ich glaube das nicht; er stand für die Verfolgung der Mafia und anderer Personen mit illegalen Machenschaften und da hätten eben viele befürchtet, ihre eigenen Leichen im Keller könnten ans Licht gezerrt werden. Deshalb seien plötzlich viele einflussreiche Leute gegen Bo Xilai gewesen. Fang stimmt mir da nicht zu, entwickelt aber auch keine Gegenthese.

Über zu viel Wettbewerb würden die Studenten klagen, erzähle ich ihm. Die Solidarität komme unter die Räder. Das leuchtet ihm irgendwie nicht so sehr ein. Er kritisiert in erster Linie, dass der den Vorrang bekomme, der gute Beziehungen habe.

Der Chauffeur fährt uns in die Uni zurück. Grüße an Ninon Colneric soll ich ausrichten, sagt Fang. Und er würde mir Bescheid geben, wenn er vom Verlag der CUPL wegen meines Büchleins etwas höre. Ich habe noch drei Klausuren zu korrigieren. Dann bekommt Zeng Binbin ihr Geschenk. Der Aufenthalt geht zu Ende, schade irgendwie.